

Neuerscheinungen: Besprechungen und Hinweise

Im Blickpunkt

Niklas Barth: Gesellschaft als Medialität: Studien zu einer funktionalistischen Medientheorie

Bielefeld: transcript 2020, 324 S., ISBN: 9783837652369 , EUR 40,-

In den Pioniertagen der ‚German Media Theory‘ ging es nicht nur um die programmatische ‚Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften‘ (Kittler), sondern ebenso um die ‚Austreibung des Sozialen aus den Sozialwissenschaften‘. Neben der Kommunikationswissenschaft und der Kritischen Theorie war auch Luhmanns funktionalistische Systemtheorie einer der ‚Feinde‘.

Niklas Barth will in seinem Buch „Gesellschaft als Medialität“, das aus einer Dissertation hervorging, die Systemtheorie nicht verabschieden, aber doch Medientheorie endlich ins Zentrum soziologischer Theoriebildung führen. Hiermit ist ein recht ambitioniertes Ziel formuliert, soll doch eine ‚funktionalistische Medientheorie‘ entwickelt werden, die nicht weniger als eine „epistemologische[...] Tieferlegung der Mediensoziologie“ (S.13) beansprucht. Den Kern der Untersuchung bildet dementsprechend die Frage nach der Medialität der Medien, deren Beantwortung unter Rekurs auf diverse Medientheorien zur Grundlage einer ‚neue Soziologie‘ führen soll. In einem

zweiten Schritt stellt der Autor daraufhin einige Fallbeispiele aus sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären vor, etwa das Theater von René Pollesch oder das Selbstverständnis von Mediziner_innen, der Umgang mit soziale Medien wie Facebook. Einsichtig will der Verfasser damit machen, dass sein Zugriff für sehr konkrete empirische Analysen differenter Felder fruchtbar zu machen ist.

Barth geht im ersten Teil der Arbeit auf viele medientheoretische Angebote ein. Das Tempo der Namensnennungen und Theorieanleihen ist atemberaubend. Schnell kann der Überblick verloren gehen, wenn es von Kittler über McLuhan oder Ong weiter zu Siegart, Tholen, Vogl, Engell bis hin zu Debray, Krämer oder Schüttpelz und zurück geht. Trotz dieses Parforceritts durch die doch recht weit verzweigten und sehr unterschiedlich ausgerichteten medientheoretischen Gefilde bleibt die Linie der Argumentation erstaunlich klar und nachvollziehbar. Dabei wird sukzessive ein Medienbegriff entfaltet, der die Medialität der Medien ernst nehmen möchte. Dieses Vorhaben zei-

tigt im Lauf der knapp 300 Seiten eine Vielzahl an klugen Beobachtungen und Thesen, deren Darstellung die hier zur Verfügung stehende Zeichenzahl weit überschreiten müsste. Deshalb werde ich mich im Folgenden auf sieben zentrale Aspekte beschränken. Erstens werden Medien nicht einfach als neutrale Vermittler verstanden, sondern Barth möchte deren Eigendynamik für kommunikative Prozesse ernst nehmen. Ein Vorhaben, das in medienwissenschaftlichen Instituten nicht allzu große Erschütterung auslösen dürfte. Zweitens meint diese Medialität eine Ausweitung des Forschungsgegenstandes. Habe sich die Mediensoziologie bis dato primär mit Massenmedien und in jüngster Zeit mit sogenannten sozialen Medien zumeist aus kritischer Perspektive beschäftigt, so sei der Gegenstandsbereich erheblich zu erweitern, weil das, was die Medialität der Medien ausmache, so nicht oder doch nur marginal zu erfassen sei. Medien sollen vielmehr – drittens – alle möglichen Phänomene sein können, genau dann nämlich, wenn sie eine Medienfunktion erfüllen. Dies ist gegeben, wenn Medien etwas in spezifischer Weise vermitteln, ermöglichen oder irritieren. Solch ein dezidiert nicht-materialistischer Medienbegriff ist in der Medienwissenschaft seit langem eine zentrale Position – und im Übrigen nicht zuletzt ein Import aus der Soziologie, insbesondere unter Rückgriff auf Luhmanns Vorschlag, all das Medien zu nennen, was Kommunikation wahrscheinlicher macht. Mit der Umstellung auf eine funktionalistische Medientheorie geht

viertens einher, dass Medien sich vor allem durch ihre Unbestimmtheit auszeichnen, das heißt, keine monokausale Verursachung implizieren, sondern im Zustand vielfältiger Potentialitäten Selektionsmöglichkeiten bereitstellen, die dann umgesetzt werden oder eben nicht. Hiermit führt Barths Weg – fünftens – letztlich doch wieder in die soziologische Theoriebildung zurück, nämlich zu Luhmanns Medium/Form-Unterscheidung, die ja auch in der Medienwissenschaft, besonders in ihrer philosophischen Variante stark rezipiert wurde. Barth gibt dem Ganzen aber – sechstens – einen durchaus interessanten Dreh: Er argumentiert nämlich dafür, nicht so sehr der Variabilität und den Sinnverschiebungen nachzugehen, die mit diesem Medienbegriff einhergehen – etwas, das in poststrukturalistischer Tradition auch und gerade in der Medienphilosophie immer wieder stark gemacht wurde. Vielmehr hat er besonderes Interesse an den Medienformen, die eine gewissen „Brutalität“ (S.80) in die Kommunikationszusammenhänge bringen. ‚Brutalität‘ meint hier eigentlich Struktur, Ordnung, Regeln. Solche Medienformen seien Stabilisierungsmechanismen, die die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation in wahrscheinliche Vergemeinschaftung transformieren oder doch zumindest situationsübersteigende Stabilisierung von Kommunikationsprozessen anleiten.

Barth untersucht im zweiten Teil seiner Arbeit sehr unterschiedliche Medienformen und ihre ‚brutalen‘ Ordnungsleistungen. Hierbei geht es – siebtens – nicht darum, die Gesellschaft

noch einmal von einzelnen Medienformen ausgehend als Ganzes in den Blick zu nehmen. Vielmehr beharrt Barth mit Luhmann darauf, dass Gesellschaft für sich selbst im Ganzen nicht zugänglich sein kann, sondern eben nur in und durch unterschiedliche mediale Formen unterschiedlich in Erscheinung tritt. Dementsprechend konsequent ist auch der Titel der Arbeit gewählt.

Das ist alles beeindruckend, klug und bedenkenswert dargelegt. Nichtsdestotrotz gibt es einige Aspekte, die insbesondere aus medienwissenschaftlicher Sicht kritisch anzumerken sind. Zunächst einmal drängt sich die Frage auf, warum so ein weiter (Um-)Weg gegangen wird, wenn Barth letztlich doch wieder mit Luhmanns Systemtheorie in der Soziologie ankommt. Unbestritten ist gerade in Luhmanns Medium/Form-Unterscheidung eine universelle Medientheorie verborgen, die es zu explizieren lohnt. Aber warum dann den ganzen Umweg durch die medienwissenschaftlichen Theoriegefilde gehen? Zweitens: Wenn dieser Umweg schon gegangen wird, warum ist dann gerade die weitgefächerte Diskussion der Medium/Form-Unterscheidung, die in der Medientheorie bereits geführt wurde, weitestgehend ignoriert?

Drittens: Der Autor kritisiert mit guten Gründen einen Medienbegriff, der sich allein auf materielle Aspekte konzentriert. Was dabei aber meines Erachtens vergessen wird, ist die Diskussion der Materialität der letzten, sagen wir, 20 Jahre. Etwa im sogenannten ‚Neuen Materialismus‘ wird Materie nicht einfach als etwas Stabiles oder gar Passives gefasst. Es handelt sich nicht um ein materielles Substrat, in das sich dann irgendwie Formen wahlweise brutal oder sanft eindrücken. Dass gerade dieser medientheoretische Diskursstrang nicht ausführlicher aufgegriffen wird, und wenn doch eher ein Rückgriff auf schlichte Materialitätskonzepte früherer (Pionier-)Tage der Medienwissenschaft erfolgt, unterbietet zumindest das medientheoretische Diskursniveau gegenwärtiger Materialitätsdebatten.

All diese Kritikpunkte verblassen aber letztlich vor den vielen klugen Gedanken und der äußerst ambitionierten und plausiblen Argumentation vorliegender Dissertationsschrift, die ja ohnehin eher in Richtung medientheoretischer Tieferlegung der Soziologie als in Richtung Soziologisierung der Medienwissenschaft zielt.

Sven Grampp (Erlangen-Nürnberg)